

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. d. H. Noll, Gießen.

Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Beim Vorwerk Niederbrislawe traf Moritz Gassel, der neben dem Kutscher saß, einen guten Bekannten. Er kam zu Fuß die Chaussee herauf und hatte auf dem Rücken eine altmodische Reisetasche, die mit sehr bunten Perlen besetzt war und die schöne Inschrift aufwies: „Christus der ist mein Leben“.

„Nu, Herr Gassel!“ rief er schon von weitem. „Was machen Sie für Geschichten? Sie wollen doch nicht etwa fort?“

Moritz Gassel ließ halten, nickte trübselig und reichte ihm die Hand.

„Nu!“ fuhr der alte Abraham fort. „Wenn Sie halt fort müssen, dann müssen Sie fort. Wohin müssen Sie denn?“

„Nach Klebine, Kreis Domschau.“

„Wie?“ fragte der Sulitscher und legte die Hand hinter die Ohrmuschel, als hätte er nicht recht gehört. „Nach Klebine, Kreis Domschau. Ist's die Möglichkeit?“

„Kennen Sie's denn?“ fragte Moritz Gassel eifrig.

„Ob ich's kenne!“ rief der alte Abraham. „Einmal bin ich dort gewesen, aber nie wieder. Das ist ein trauriges Nest. Ich wollt mal da eine Kuh kaufen, aber ich hab sie lieber nicht gekauft.“

„Wo liegt's denn?“

„Dicht an der russischen Grenze!“ meinte der alte Abraham und zeigte so ungefähr nach Osten. „Hintern Graben reiten die Kosaken, die schießen gleich, wenn einer über den Graben hoppst. Und die Klebener hoppfen gerne mit der Spiritusflasche in der Hand. Das bringt dort Geld ein!“ „Das sind ja nette Aussichten!“ sprach Moritz Gassel traurig.

„Sehr nette!“ bestätigte der alte Abraham. „Machen Sie, daß Sie von da schnell wieder fortkommen.“

„Will mir Mühe geben!“ nickte Moritz Gassel. „Ich hab ja noch ein kleines Konto bei Ihnen. Wieviel macht's?“

„Nu!“ lachte der alte Abraham. „Ich hab doch Ihr Konto nicht im Kopf. Lassen Sie's nur stecken. Sie werden Ihre Groschen schon gebrauchen können in Klebine. Sie sind mir gut für dreihundert Taler.“

Moritz Gassel steckte das Geld wieder ein.

„Was ich noch fragen wollte!“ rief der alte Abraham, als sich der Wagen schon wieder in Bewegung setzte. „Wie geht's dem kleinen Herrn Baron?“

„Sehr gut!“ erwiderte Moritz Gassel und drückte ihm zum Abschied die Hand.

Der alte Abraham schulterte seine Tasche und lief ins Dorf, um sich mit eigenen Augen von dem Wohlergehen des kleinen Gintber zu überzeugen.

Und Moritz Gassel kam am nächsten Mittag in Klebine an. Der alte Abraham hatte nicht übertrieben. Es war wirklich ein trauriges Nest. Die Besitzungen waren klein, und die Leute nährten sich mühsam und spärlich auf dem großen Sandboden, der fast nur Kartoffeln und fuhohen Hafer hervorbrachte. Mit der russischen Grenze und den Kosaken allerdings hatte der alte Abraham gesunkert. Er war in der weiteren Geographie nicht sehr stark und hatte Klebine mit einem ähnlich lautenden Namen im Kreise Kempen verwechselt. Dort erst kam der Grenzgraben mit den Kosaken und der gefährlichen Spiritusfabrikerei.

Aber trotz dieses glücklichen Mangels war und blieb Klebine ein Ort, wo sich die Fische Gutenacht sagten. Unter allen Gebäuden des Dorfes sah das Schulhaus, in das Moritz Gassel ziehen sollte, am erbarmungswürdigsten aus. Außen hatte es große Wehlichkeit mit dem abgebrannten Kuchstall Fürstegott Fritschers in Brislawe, und innen war es nicht wohnlicher, als die Außenseite versprach. Wenn man sich in die Wohnstube neben den Kamin stellte, konnte man durch die Decke und das löchrige Ziegeldach den Himmel sehen. Im Schulzimmer war nichts Erfreuliches zu entdecken. Die Bänke waren über hundert Jahre alt und von einer bemitleidenswerten Gebrechlichkeit. Die beiden Fenster ließen sich nicht öffnen. Man hatte sie zugenagelt, damit sie nicht aus den morschen Rahmen fielen. Außerdem machten sich die luftverpefenden Dünste des Hausschwammes bemerklich, der an der Weiterseite schon die ganze Dielencke unterminiert hatte. Diese Barade, die offenbar in früheren Zeiten als Stallung gedient hatte, besaß nur diese beiden Räume und einen kleinen Hausflur, in dem der unförmige Kamin eingemauert war. Die Haustür hatte kein Schloß. Vor dieser jämmerlichen Hütte war ein kleiner Spielplatz für die Kinder eingezäunt gewesen. Jetzt standen nur noch die Pfähle da. Die Bretter waren mit der Zeit in der Nacht verschwunden. Die Saugpumpe, die auf dem Platz stand, und die Bedürfnisanstalt, die drei Schritte entfernt angelegt war, zeigten Spuren von Jugend. Der Schornstein des Schulhauses war eine Ruine, und von den dreißig Rundziegeln, die auf dem First reiten konnten, fehlten drei mehr als ein Duzend. Die fehlenden Dachziegel auszurechnen, verschob Moritz Gassel auf eine gelegeneren Zeit. Hinter dem Hause war ein weiter Platz, den eine dünne Heißigheide umgab. Zwei verküppelte Pflaumenbäumchen und ein Birkenbüsch deuteten darauf hin, daß man dieses Brachland für den Schulgarten hielt. Es war mit einer spärlichen Grasnarbe bedeckt und ging hinter der Heide in Flugland über. Da lag nämlich ein kleiner Sandberg, auf dem nichts wuchs. Moritz Gassel trug mit Hilfe des Kutschers seine Habseligkeiten in diesen Schulpalast, gab dem Manne ein Trinkgeld und schickte ihn mit einem Grüße zu August Knorrek zurück.

Am nächsten Morgen stellten sich die Kinder ein. Unter den Abschüben, die eine Stunde später in Begleitung ihrer Mütter und größeren Schwestern anrückten, zählte Moritz Gassel achtzig Prozent, die polnisch sprachen und keine

oder nur geringe Kenntnisse des Deutschen hatten. So begann er mit einem tiefen Seufzer die Schularbeit in Ketzine, ohne die Hoffnung auf Erfolg und mit dem inneren Widerstreben, das er in Briskawe in dieser Stärke nicht gekannt hatte.

Kollege Wittich, der von Doktor Schriff beauftragt worden war, die Briskauer Schule von Grund aus zu reformieren, verscherzte sich bald alle Sympathie bei Kindern und Eltern. Doch daran war ihm nicht viel gelegen, er war fest angestellt, tat seine Pflicht nach Schema „F“ und war nur darauf bedacht, bei seiner vorgesetzten Behörde möglichst gut angeschrieben zu sein. Mit Sebaldus Pohl hatte er sich schnell geeinigt. Zwei edle Seelen hatten sich hier gefunden, und nach Sultisch ließen nur noch Lobeshymnen, die auf Gegenseitigkeit gegründet waren. Der Kreischulinspektor mit dem Leutnantston zweifelte an der Richtigkeit dieser Meldungen keinen Augenblick und war sehr stolz auf die ingeniose Erweiterung seines Systems, die darin bestand, daß er einen Aufpasser neben den anderen setzte. Sein Ziel war, alle Lehrer seines Kreises allmählich zu diesem Erziehungsdienste heranzubilden. Leicht war das nicht, denn die Mehrzahl verhielt sich ablehnend, und bei seinen Ermunterungen konnte er nicht gut allzudeutlich werden. Dafür war es eben ein geheimer Dienst.

Moritz Gassels Nachfolger, der von der Verwahrlosung der evangelischen Schule in Briskawe felsenfest überzeugt war, ging dieser Verderbtheit mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu Leibe. Keine Stunde verfloß, wo er nicht hätte den Stod schwingen müssen. Das kam den Kindern, die früher weniger hart regiert worden waren, sehr spanisch vor. Ein paar alte Weiber kamen mit ihren geschlagenen Enkelkindern vor die Schule und schimpften mächtig. Die Eltern nahmen es zum Glück nicht so tragisch. Kollege Wittich ließ sich von seiner Ueberzeugung nicht abbringen; die Bestrafungen waren nach Grund, Form und Ausdehnung in der behördlichen Liste notiert, und niemand konnte ihm etwas anhaben. Als er aber mit Strafarbeiten und häuslichen Arbeiten kam, ging eine Gärung durch das ganze Dorf. Franz Wiegelt, der Gemeindevorsteher, ging in die Schule und machte Herrn Wittich Vorhaltungen, der aber auf seinem Kopf bestand und sich jegliche Einmischung energisch verbat. Franz Wiegelt wurde grob und mußte sich dreimal die Tür weisen lassen. Dann ging er. Zur Strafe verlor Moritz Gassels Nachfolger das Amt des Gemeindevorstehers, was ihn empfindlich traf, da es mit einem baren Jahresgehalt von einhundertzwanzig Marx verbunden war. Sebaldus Pohl, dem man es antrug, übernahm es mit Freuden. Man empfand ihn jetzt als das kleinere Uebel. Die innige Freundschaft der beiden Lehrer wäre dadurch beinahe in die Brüche gegangen. Aber sie dachten zum guten Glück an die geheimen Berichte und vertrugen sich wieder. Ein glänzendes Zeugnis für die moralische Vorzüglichkeit der Schriff'schen Erziehungsmethode!

Auch August Knorred geriet mit dem neuen Lehrer zusammen, als die Zeit des Rübenziehens herannahte. Der Inspektor verlangte, daß die größeren Schulkinder zwei Stunden früher entlassen werden sollten, wie das all die Jahre vorher Sitte gewesen war, und Kollege Wittich sträubte sich dagegen im Interesse seines Lehrplans. Erst als ein Brief vom Landratsamt kam, gab er klein bei.

Um diese Zeit machten Daniel Zuppach und Pelagia Dubin, die sich schon dreimal vergeblich beeilt hatten, eine recht große Hochzeit. Denn nun war es wirklich nötig geworden. Das halbe Dorf war dazu geladen und die Katholiken der weiteren Umgebung. Der Kaplan, der das Paar in der Kirche zusammengab, hielt die Traurede auf polnisch.

Das fuhr August Knorred böse in die Krone, weil er sich selber die Schuld geben mußte, da er den Polack nach Briskawe gebracht hatte. In eine wahre Wut aber geriet er, als er hörte, daß Franz Wiegelt mit dem Plane umging, das Kretscham an Daniel Zuppach zu verpachten. Der Inspektor lief sofort hinüber und stellte den Bauern zur Rede.

Der bestritt es nicht, daß sich so etwas anspinne. „Gibt er den Preis, dann kriegt er's!“ meinte Franz Wiegelt arglos. „Ich kann nicht mehr, mir wächst die Arbeit über den Kopf. Gemeindevorsteher bin ich auch. Und dann ist die Ernte vor der Tür!“

„Schämt Ihr Euch nicht!“ schrie ihn August Knorred an. „Uns hier einen Polacken als Kretschamer vor die Nase zu setzen.“

„He!“ erwiderte Franz Wiegelt und kam auch aus seiner Ruhe heraus. „Ich tu, was mir paßt. Ich bin ein freier Mann. Mir hat keiner was zu sagen. Ich kann mit dem Meinen tun, was ich will. Ich bin kein Beamter, dem man über Nacht den Stuhl vor die Düre setzen kann.“

„Das müßt Ihr doch einsehen!“ lenkte der Inspektor ein. „Briskawe ist ein deutsches Dorf und soll deutsch bleiben!“

„Bleibt's auch!“ sprach Franz Wiegelt ruhiger. „Wegen dem einen Polen?“

„Es bleibt nicht bei dem einen! Ich will Euch einen deutschen Pächter besorgen!“

„Was abgemacht ist, ist abgemacht!“ rief der Gastwirt bestimmt und strich mit der flachen Hand über den Tisch.

„Ich hab lange genug gewartet. Jetzt seh ich den Zuppach rein. Ich kann mir nicht die Haut von den Händen arbeiten, ich nicht! Das hab ich gar nicht nötig. Und ich hab der Zuppach nicht nach Briskawe gebracht, ich nicht!“

August Knorred ging davon und ließ sich seitdem nie wieder im Kretscham sehen. Daniel Zuppach aber siedelte mit seiner rundlichen Frau über den Platz und ließ die eine der roten Laternenscheiben, auf der das Bierglas und die Buchstaben: „FRANZ WIEGELT“ gemalt waren, herausnehmen und durch eine weiße ersetzen. Das war billiger. Darauf wurde dann mit roter Farbe ein Schnapsglas gemalt und darunter die Buchstaben: „DANIEL ZUPPACH“.

So verging der Mai, und die Parfunden begannen wieder zu blühen. Moritz Gassels Bienen, die dem Gärtnerburden viel Arbeit machten, hatten es zu ihrer süßen Weide nicht mehr so weit wie früher und summten und schwirrtet wie nie zuvor. Denn nun, wo auch der Naps zu blühen anfang, hatten sie es besonders eilig mit dem Bergen der kostbaren Frucht. Unter den Linden aber saß Hedwig mit den Kindern, die zu ihren Füßen ruhten. Cäcilie hatte ihr Märchenbuch vor sich liegen und las dem kleinen Günther daraus vor, wie schlecht die böse Stiefmutter an dem lieben guten Sneewittchen gehandelt hatte. Das verstand der kleine Mann schon recht gut, und er merkte wohl auf.

Hedwig aber schloß die Augen und das Summen der Bienen klang ihr wie fernes Glockenläuten. Da dachte sie an den Abend, an dem sie voriges Jahr unter dem blühenden Lindenbaum gefessen hatte, dachte an ihr verlorenes Glück und weinte. Lautlos entquollen Tränen auf Tränen ihren geschlossenen Lidern.

„Tante Hedwig weint!“ rief Günther und richtete sich auf.

Cäcilie sah überrascht auf und verzog sofort den Mund. Aber Hedwig, die schnell ihre Tränen getrocknet hatte, nahm sie in die Arme. Auch Günther, der stets von einer schrecklichen Eiserucht geplagt wurde, drängte sich an sie.

„Tante Hedwig!“ meinte Cäcilie mit läuglicher Stimme. „Du mußt nicht weinen um Papa. Er ist doch im Himmel!“

„Himmel!“ bestätigte der kleine Bruder in einem Ton, der keinen Zweifel zuließ.

„Bei Mama!“ fuhr Cäcilie fort. „Und wenn wir einmal sterben, dann kommen wir auch in den Himmel. Und du auch, Tante Hedwig!“

„Ich mag nicht in den Himmel kommen!“ protestierte der kleine Günther. „Hier unten ist es viel schöner!“

Dann schlug er einen Purzelbaum und wälzte sich im Grafe.

In diesem Augenblicke ging Thomas Hauschild vorüber, grüßte höflich, blieb ein Weilchen von ferne stehen und ging wieder weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Rosen.

Novelle von Hermann Weid.

Als der Postbote mühsam die fünf steilen Stiegen erklimmen hatte und im dunklen Gang an der letzten Türe pochte, warb ihm nicht gleich Antwort, worauf sein Klopfen in ein recht heftiges Hämmern überging. Ein zitternder Kn, der als herein verstanden werden konnte, ertönte aus dem Innern; der Briefträger trat in ein kleines Zimmer, das vorn und an einer Seite schiefe Wände hatte. Der Eindruck des Verfallenen und Beengenen, den dieser Umstand sowie etwas schmale Fenster hervorriefen, wurde noch verstärkt, wenn man die paar Möbelstücke betrachtete, die dicht beieinander standen. Es war nur das Notwendigste: ein Bett, das so hoch war, daß man sich darin gewiß nicht aufrichten konnte, ohne an die Decke zu stoßen, die gerade dort schief in die Höhe strebte; ein wenig Bettrahmen

erweder Schrank, der anscheinend nur noch auf drei Füßen stand und bedenklich auf die eine Seite überhing; daneben ein hölzerner Waschtisch, über dem ein kleiner, halbblinder Spiegel mude ins Zimmer schaute; ein runder Tisch, auf dem eine geklumpte, verbläute Decke lag, und zwei Stühle ergänzten die Einrichtung. Vorne am Fenster, auf einer Erhöhung, sah ein weißliches Wesen vor einer Nähmaschine, deren Surren aber sofort aufgehört hatte, als der Postbote ins Zimmer getreten war.

Mit einem leisen Aufschrei erhob sich die Frau und sah auf den Brief in des Boten Hand wie auf etwas lange, sehnüchlich Erwartetes. Sie war alt; in weißen, spröden Strähnen hing ihr das Haar in die Stirne, die einst rein und schön gewesen sein mußte. Auch in dem faltigen, etwas verbissenen Antlitz konnte man bei genauerem Schauen noch Reste ausdrucksvoller Jüge erkennen. Eine große, etwas verkrümmte Brille lag vor schwachen, glanzlosen Augen.

Aufgeregt fuhren ihre Hände mehrmals an dem grauen, verschliffenen Rock hinunter, wie um sie zu säubern, ehe sie nach dem Brief griff.

„Warten Sie,“ sagte sie zu dem Boten und ging zum Schrank. Dabei sah man, daß sie den linken Fuß etwas nachzog. Aus einer Kassetasse holte sie ein Geldstück, betrachtete es sorgsam auf beiden Seiten und gab es, als sie ein Zehnpiennigstück erkannte, dem Briefträger, der ihrem Gebahren mit überlegen-spöttischen Mienen zugeesehen hatte, nun aber doch das Geld ganz gerne nahm und mit einem hastigen Dankeswort ging.

Drinnen war es ganz still. Von der Straße herauf drang nur gedämpft der Lärm, das Schreien der Kinder. Ein paar Fliegen summteten an den Fensterscheiben. Die Alte sah vor der Nähmaschine, ihre Hände zitterten so stark, daß sie einige Male mit der Schere, die sie zum Öffnen des Briefes benutzte, daneben fuhr. Dann schnitt sie langsam, mit einer ehefürchtigen Scheu, wie man das Tor zum Heiligthum öffnet, den Brief auf und nahm den Bogen heraus. Ihre Augen suchten die Unterschrift; ja, der Brief war wieder von ihrem Soldaten aus dem Krieg.

Krause, ziemlich uneholfene Schriftzüge bedeckten die paar Seiten, mit Bleistift geschrieben, so daß die schwachen Augen der Alten Mühe hatten, sie zu enträtseln. Sie brauchte lange, bis sie zu Ende war; manches verstand sie nicht sogleich und las es wieder und wieder; ihre Lippen sprachen halblaut jedes Wort mit. Ueber ihr ronzeliger Antlitz zog langsam ein frohes Leuchten; wie schön er wieder schrieb, ihr Soldat, für den sie ganz allein sorgen durfte, daß er draußen nicht hungerte, denn sie haben ins Feld sandte, Zigarren, Wurst, Zwieback und noch manches andere. Dabei kannte sie ihn gar nicht, wußte noch nicht einmal, wie er aussah.

Ja, es war ganz sonderbar und so gekommen: Eines Tages, vor ein paar Wochen, hörte sie zufällig in dem Geschäft, für das sie nähte, daß man bei der Sendung von Liebesgaben ins Feld auch jene Soldaten nicht vergessen solle, die keine Angehörigen haben und also nichts geschickt bekommen; darüber hatte sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gegrübelt und ihr bißchen Erspartes mühsam zusammengezählt. Sie rechnete und schwankte lange, denn ließ sie sich über doch eine Adresse geben und sandte dem Soldaten, ihrem Soldaten, wie sie ihn seitdem nannte, ein Paket mit allerhand nahrhaften Dingen ins Feld. Und es war seltsam: in jenen Tagen blühte in dem alten, einsamen Weislein, das bisher für niemand hatte sorgen dürfen, ein längst verunkertes Gefühl wieder auf, eine leise Mütterlichkeit. Und ihre Gedanken waren nun immerfort draußen im Krieg, dessen Gedächtnis sie ja nicht mehr erweisen konnte, der aber nun doch einen Schein bis in ihr winziges Stübchen strahlte.

Damals war ein warmer Dankesbrief von dem Soldaten gekommen, den sie wohl fünfzigmal an jenem Tag gelesen und ihre Arbeit beinahe vernachlässigt hatte. Ein Brief — das war ein Ereignis in ihrem Leben, das sie lange nicht begreifen konnte. Schon wenige Tage darauf sandte sie wieder neue Dinge hinaus, die sie in den Läden mit aufgeregter Sorge einkaufte, und dann noch öfters, und jedesmal erhielt sie einen Brief und zwischenhinein noch Karten mit sonderbaren Bildern, die sie nicht immer verstand. Heute aber schrieb der Soldat so schön wie noch nie, meinte die Alte; von der Freude über die guten Liebesgaben, den schweren Kämpfen, die sie in den letzten Tagen liegend bestanden hätten, und noch vieles andere, daß der Alten vor Freude und Rührung die Tränen in die Augen kamen.

Endlich legte sie den Brief zur Seite und begann ihre Näharbeit wieder; ihre Gedanken waren aber wirr, daß sie nicht recht schaffen konnte. Sie blickte zum Fenster hinaus; draußen lagen die Dächer im warmen Sonnenschein. Es ging gegen Abend. Ein unerklärliches Verlangen kam über die alte Frau, fortzugehen, unter Menschen, um in ihrer Freude nicht so allein zu sein. Sie holte ein dünnes, vom Alter etwas glänzendes Mantelchen aus dem Schrank, sah noch einmal verwundert mit einem eigenen Lächeln über ihre Stube hin und ging davon, nicht ohne die Türe sorgsam zweimal verschlossen zu haben.

Drinnen empfing sie das vielstimmige Brausen der Großstadt. Eine wohlige Müdigkeit war in ihr; ihre Beine, von denen das Linke durch die Wicht etwas lahm geworden war, wollten sie nur schwer durch das Menschengetimmel tragen. Ueber die Frau kam aber ein Wundern und frohes Staunen; heute sahen alle Leute so fröhlich aus, als habe jeder wie sie schöne Kunde vom Feld draußen empfangen. Ja, so mußte es sein! In jedem Schau-

fenster, hinter dem ehbare Dinge lagen, blieb sie prüfend stehen und dachte an ihren Soldaten.

Sie ging ohne Ziel weiter und kam zum Stadtgarten, durch dessen Tor viele Menschen strömten, deren Arbeit zu Ende war, und die nun Ruhe suchten. Es war die Zeit, als die Rosen blühten, die hier in Hunderten Arten gepflanzt und geheckt wurden, als eine der schönsten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt. Die Alte setzte sich auf eine Bank inmitten der Rosen. In ihrer einen Hand hielt sie krampfhaft den Brief; sie holte ihre Brille herbor und begann von neuem zu lesen. Einige junge Mädchen und Burschen, die Arm in Arm vorübergingen, sahen mit dem mitleidigen Spott der Jugend auf das komische Bild, das die alte Frau bot. Sie las langsam, Zeile um Zeile, wie man ein Glüd gemächlich in sich aufnimmt. Auf einmal wurden ihre Augen weit und belamten einen seltsamen Glanz. Die Hände mit dem Brief sanken ihr in den Schoß; sie lehnte das Haupt langsam zurück und sann. Was schrieb der Junge draußen im Feld: „Wenn ich heimkehre, komme ich zuerst zu Ihnen.“ Anfangs hatte sie, als sie diese Worte gelesen, gelächelt, da der Soldat draußen sie wohl für ein junges Mädchen hielt... dann aber hatten diese Worte so seltsam in ihr aufgellungen, wie ein altes, wohlvertrautes Lied. Sie tastete dieser vergessenen Melodie nach, bis es, wie ein brausender Afford, in ihr klar wurde; in Schmerzen klar.

So wie der junge Krieger heute, hatte ihr schon einmal einer geschrieben; vor vielen, vielen Jahren, da sie noch jung war. Ihm nicht ganz dieselben Worte; so hatte er geschrieben: Wenn ich wieder heimkehre, komme ich zuerst zu Dir... du sagten sie zueinander, denn er hatte sie geküßt, damals beim Abschied, ehe er in die Fremde zog, um sich dort eine neue Heimat zu schaffen, in die er sie dann als sein Weib holen wollte. Er war aber nicht mehr gekommen. Ihre Lippen, auf denen seine Küsse noch lange heiß wie ihre Sehnsucht brannten, hatte keiner mehr geküßt; sie war alt geworden und einsam geblieben.

Nun stand alles wieder vor ihr wie am ersten Tag. Sie sah sein junges, frohes Gesicht, die hohe, starke Gestalt, hörte das helle Lachen, mit der er sie damals über das Trennungswich hinwegtrösten wollte. Die alte Zeit kam herauf mit ihren Freuden und Schmerzen.

Und sie war ein wunderbares Dufte; sie blickte erstaunt auf und gemachte jetzt erst mit lebenden Augen die Pracht der Rosen, unter denen sie träumte. Der Abend war langsam herbeigekommen; es waren nicht viel Menschen in ihrer Nähe. Sie versenkte ihre Augen in die Farben der Rosen, die im Dämmerlicht mild ineinander flossen. Ihre Gedanken waren aber weit ab, in vergangenen Zeiten, die der Junge ihr heute mit seinem Brief unbewußt aufgetan hatte, da ihr Leben noch hell und sonnig vor ihr lag wie eine große Hoffnung. Es war aber kein lauter Schmerz über ihr einsames, glückloses Leben in ihr, sondern mit der vom Alter verkärteten Enttäugung nahm sie die Vergangenheit in sich auf als einen schönen Traum.

Die Schatten der Nacht gingen langsam durch den Garten, in dem allein noch die Greisin saß. Sie gewahrte die Dunkelheit nicht, denn in ihr war junger, lichter Tag. Ihre mageren, vom Nähen zerfodenen Hände hielten zitternd den Brief, dessen Weiße durch die Nacht leuchtete.

Vermischtes.

* Der erste Kaiserbesuch auf Helgoland. Die Insel wurde nicht sogleich bei Abschluß des Tauschvertrages übergeben, sondern erst einige Wochen später. Die feierliche Uebergabe geschah am 9. August vor 25 Jahren im Garten des Gouvernementspalastes durch den englischen Gouverneur Parkly an den damaligen Staatssekretär des Inneren von Voettcher. Am nächsten Tage erschien dann der Deutsche Kaiser zum ersten Male auf der Insel zu Besuch. Unter dem Salutischen der vor Helgoland ankernden deutschen Kriegsschiffe und an den präsentierenden Matrosen vorbei, betrat der Kaiser den Boden der Insel. In diesem Tage sprach Wilhelm II. jene gerade im jetzigen Kriege zu einer hohen Bedeutung gekommenen Worte, daß Helgoland ein Schutz und Hort für Deutschland sein solle, wenn einmal die Feinde in die Nordsee einbrechen wollten. Als erster Zivilbeamter der Insel wurde Geheimrat Wernuth eingesetzt, den militärischen Oberbefehl mit dem Titel Gouverneur von Helgoland erhielt der Kapitän zur See Geiseler. Als der englische Gouverneur am 9. August 1890 der Musikkapelle befehl, nicht mehr God save the queen, sondern „Deutschland, Deutschland über alles“ zu spielen, wird er kaum gedacht haben, wie dieses Lied ein Vierteljahrhundert später seinen Landsleuten gerade von der Insel Helgoland aus, auf der es einst prophetisch gedichtet wurde, am überwältigendsten ins Ohr klingen sollte.

* Ein amerikanisches Lob unserer Verwundetenpflege. Die deutsche Organisation, die während des Krieges die Leistungen auf allen Gebieten zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat, findet auch im Ausland in den unparteiischen Kreisen vollste Anerkennung. Auch in Amerika gibt es eine große Zahl objektiv gebliebener Zeitungen, die deutsches Können und deutsche Tüchtigkeit richtig zu beurteilen und zu schätzen wissen. Nicht gering ist die Zahl der amerikanischen Blätter, die die technische Vorzüge der deutschen Kriegführung als wunderbar und unübertrefflich hinstellen. Eine ganz besondere Schätzung aber

hat sich die deutsche Verwundetenpflege in den Kreisen der amerikanischen Sachverständigen erworben. Der New Yorker „Globe“ erklärt, daß die Fähigkeiten der Deutschen in der Verwundetenpflege geradezu beispiellos und den ärztlichen Leistungen in allen anderen Ländern weit überlegen sind. „Man kann sagen,“ schreibt das Blatt, „daß das Amputieren in den deutschen Krankenhäusern eine vergessene Barbarei ist. Die deutschen Chirurgen haben den Wahlspruch: wer nicht stirbt, muß instandgesetzt werden, um wieder an die Front zurückzuführen. 50—60 Proz. der deutschen Verwundeten werden vollkommen wiederhergestellt, und dieser Prozentsatz ist noch fortwährend im Steigen begriffen. Die Verwundeten werden, sowie sie aus den Schützengräben getragen worden sind, augenblicklich ärztlich untersucht. Derauf wird der Verwundete mit einem Schein, auf dem die Art der Verwundung verzeichnet ist, weiter gesandt, und 1½ Stunden später ist die Operation bereits vorüber. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Behandlung mit X-Strahlen, der in den deutschen Lazaretten weitester Raum gegeben wird. Denn meist kann der Verwundete nur durch sofortige Operation gerettet werden, da nur auf diese Weise Verunreinigungen und Blutvergiftung verhütet werden. Die Deutschen haben Automobile mit vollkommenen X-Strahlen-Anlagen. Auf diese Art ist es möglich, die Wunden der Soldaten gleich hinter der Feuerlinie mittels Röntgenstrahlen zu fotografieren. Manchmal werden von einer solchen Röntgen-Ambulanz innerhalb 20 Minuten 50 oder noch mehr Röntgenaufnahmen hergestellt. Diese Röntgenbilder sehen weit über den bisher verfertigten, sowohl durch ihre Größe als auch durch die außerordentliche Schärfe, die nicht nur den kleinsten Splitter, sondern auch den durch das Gesicht genommenen Weg deutlich zeigt. So können von vornherein Einzelheiten festgestellt werden, die dem Auge selbst des besten Chirurgen entgehen müßten. Der Umstand, daß der Chirurg bei jeder Operation die Röntgenplatte vor Augen hat, ermöglicht in zahllosen Fällen, daß eine Amputation vermieden wird. Die Frage der Infektion spielte in allen bisherigen Kriegen eine bedeutende und besonders gefährvolle Rolle. Bei vergleichenden Betrachtungen vermag man zu sagen, daß eine Infektionsgefahr im deutschen Sanitätswesen so gut wie unbekannt ist. Ein russisches Bajonett ist sicherlich das schmutzigste Instrument, das man sich denken kann. Aber es gibt deutsche Soldaten, die mehr als einmal von russischen Bajonetten durchbohrt wurden und dennoch durch die Behandlung in den deutschen Lazaretten vor jeglicher Infektion bewahrt wurden.“

Ein 119jähriger. Aus Norwegen, dem klassischen Lande der Hundertjährigen, kommt zuverlässige Nachricht über einen dort lebenden Mann, der das schöne Alter von 119 Jahren erreicht hat und als der älteste Mann Norwegens gilt. Dies ist nach dem „Stavanger Aftenblad“ der Fischer Abel Eliassen, der in Vuksnes auf den Lofoten lebt. Sein Geburtsjahr war 1795. Als Junge diente Eliassen bei einem Parrer als Diak, und er erinnert sich, daß zu jener Zeit der Schnee in einem Jahre noch um Johannis fest noch auf den Wiesen lag. Damals herrschte dort oben eine schwere Feuerung, 1812 fuhr Eliassen mit einer Nordlandsjacht nach Bergen und auf der Rückreise wurde das Boot von einem englischen Kriegsschiffe verlor. Es glückte der Jacht jedoch, dem Engländer zu entkommen und einen kleinen Hafen anzulanden, wohin ihm das Kriegsschiff nicht folgen konnte. Während über die entgangene Beute, sandte der Engländer der norwegischen Jacht noch ein paar Schüsse nach, die ihr das Segel zerfetzten. Abel Eliassen ist im ganzen dreimal verheiratet gewesen; seine dritte (und vermutlich doch letzte) Ehe schloß er im Alter von 95 Jahren. Uebrigens ist er noch ganz frisch und gesund und erst seit wenigen Jahren bedient er sich beim Lesen einer Brille. Als König Haakon von Norwegen im Jahre 1910 diesen nördlichen Teil des Landes seinen Besuch abstatte, wollte man ihm den alten Abel vorstellen. Das ließ sich damals aus irgend einem Grunde nicht machen. Interessant wäre es ja gewesen, wenn der Alte hätte seinen König begrüßen können; hat er doch unter nicht weniger als neun norwegischen Königen gelebt. Es sind dies Christian VII., Friedrich VI., Christian Friedrich, Karl XI., Karl Johann, Oskar I., Karl XV., Oskar II. und Haakon.

Die Badetracht der Amerikanerin. Die Badetracht der Amerikanerin — der Ausdruck trifft eigentlich die Sache nicht recht. Denn was die elegante Amerikanerin von heute im Seebade trägt, das ist eine richtige und vollständige „Toilette“, zu der eine Menge kleiner Zutaten gehört. Die amerikanische Bademode dieses Jahres streift schon hart ans Groteske. Sie erhält in erster Linie ihr Gepräge durch ein kurzes, weites, kaltenreiches Röckchen, das an die bekannte „Uniform“ der Ballettänzerinnen erinnert. Dieses Röckchen ist rundum ausgezackt, ebenso die ganz kurzen Ärmel, die zu der Badeloose gehören. Dazu trägt die Amerikanerin übers Kreuz gebundene Badeschuhe und als Allerneuestes den „Kullihut“, eine ziemlich getreue Wiederholung der bekannten trichterförmigen Kopfbedeckung der chinesischen Kulis. Vervollständigt wird diese moderne Badetoilette durch einen mächtig grohen, seidenen Regenschirm. Die amerikanischen Schönen, die sich im Seebade so ausstatten, erinnern lebhaft an Phantastiegestalten, wie wir sie von der Operitenbühne her gewöhnt sind.

Sehen Wilde besser als Kulturvölker? Eine allgemein verbreitete Ansicht behauptet, daß die Sehkraft der Natur-

völker der der Kulturvölker weit überlegen sei, und in den Kesse-romanen der letzten hundert Jahre ist ja auch immer wieder berichtet worden, welche fabelhafte Augen Indianer und Araber, Kurben und Sauchos besitzen. Die Wissenschaft indes neigt mehr zur Ablehnung dieser angeblichen Beobachtungen, wie das „British Medical Journal“ mitteilt, kann nicht die Rede davon sein, daß die Sehkraft der Kulturvölker geringer sei als die der Wilden. Das Auge ist ein optisches Instrument, seine Fähigkeiten können bedeutender oder geringer sein, je nachdem es gebildet ist. Wenn Wilde auf der Jagd oder im Kampf „besser zu sehen“ scheinen, so rührt das daher, daß die betreffenden Völkerschaften als Jäger oder Krieger geübt sind als kultivierte Völker. Zu ähnlichen Schlüssen ist Dr. Rivers bei der von der Universität Cambridge veranstalteten Torres-Straits-Expedition gelangt. Er stellt fest, daß im allgemeinen geschlossen werden muß, daß die Sehkraft wilder und halbivilisierter Völker zwar der des Durchschnitts des Europäers überlegen ist, sie aber doch nicht in dem angenommenen bedeutenden Maße übertrifft. Sie besitzen nicht jene unglaubliche Schärfe des Gesichts, die nach den Erzählungen europäischer Reisender erwartet werden müßte. Im Gegenteil scheint es, als ob das Auge nicht ganz kultivierter Völker eine gewisse Minderwertigkeit besitzt. Wilde und halbivilisierte Völker haben nämlich auffallend wenig oder doch nur höchst unbestimmte Farbenbezeichnungen. Das pflegt auf eine gewisse Farbenblindheit hinzudeuten, die in der Tat wiederholt festgestellt worden ist. Die oben genannte Torres-Straits-Expedition hat z. B. bei den von ihr untersuchten Eingeborenen eine gewisse Unempfindlichkeit gegen blau angetroffen, und verminderte Wahrnehmungsfähigkeit grüner Schattierungen wahrscheinlich gemacht. Derselbe Erscheinung ist für Negriten festgestellt worden. Unter den Tobas in Indien fand sich mehr Farbenblindheit gegen Rot und Grün, von den Männern litten 12,8 v. H. unter diesem Mangel, dagegen waren ihm Frauen nur zu 1,1 v. H. unterworfen. Daß die Sehkraft der hochkultivierten Völker der Gegenwart der der Kulturvölker des Altertums gleich kommt, hat bereits Alexander v. Humboldt mit der Feststellung bewiesen, daß die Dichtungen der Alten die Plejaden genau so sehen wie wir, indem sie nämlich nur die sechs hellsten Sterne und allein bei hellem Mondschein noch einen siebenten erkennen konnten, also auch nur dieselbe Sehkraft besaßen, wie die Menschen von heute.

Büchertisch.

— Moltke, von A. v. Janon, General der Infanterie z. D. „Männer und Völker“ (Verlag Ullstein u. Co., Berlin). Auf Delbrücks Schrift über „Bismarcks Erbe“ folgt jetzt in der Sammlung „Männer und Völker“ die Darstellung von Moltkes Persönlichkeit und Taten. General der Infanterie z. D. von Janon, der Verfasser des Buches, hat selbst 1866 und 1870/71 mitgemampft und noch unter Moltke dem Generalfstab angehört. Mit sicherer Hand zeichnet er das Charakterbild des großen Schweigers, wie es im Gedächtnis der dankbaren Deutschen fortbesteht. Er spricht über Moltkes innerliches Menschentum, das nirgends schöner sich kundgibt als in den Briefen an seine Frau und Gattin. Er zeigt, wie der junge preussische Generalstabshauptmann, mehrere Generationen vor Goltz, Liman v. Sanders und Mledom, als Neubildner des türkischen Heeres nach Konstantinopel geht, und wie die Kriege um die deutsche Einheit den Ruhm des zuerst kaum den Führern der preussischen Truppen bekannten Strategen in alle Welt hinaustragen. Besonders würdig Janon den letzten Teil dieses rastlosen, dem Vaterland gewidmeten Lebens, die stille, unaufhörliche Friedensarbeit des greisen Generalfeldmarschalls, und sein bleibendes Vermächtnis: seine Methode des getrennt Marschierens und vereint Schlagens, der siegreichen Umfassung. Alle die entscheidenden Erfolge, die im gegenwärtigen Weltkrieg den deutschen Waffen beschrieben sind — sie geben, wie Janon klarmacht, auf den Grafen Helmuth von Moltke zurück.

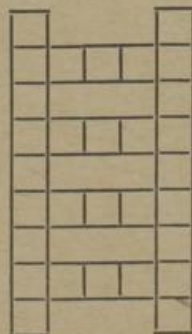
Leiterrätsel.

Die Buchstaben a c e e o h h h h i i l l o v p p p r r r s s s s t t u u sind in die Felder nebenstehender Leiterfigur derart einzutragen, daß die Sprossen derselben, von oben angefangen, folgendes ergeben:

1. Alten Namen für einen Fisch.
2. Badeort in Oberösterreich.
3. Römischen Kaiser.
4. Ein Spielzeug.

Die beiden Seitenbalken der Leiter sollen, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Geschichtsforschers bezeichnen.

Auflösung in nächster Nummer.



Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

1. T d 3 n. d 6 † K d 7 n. d 6. Am besten.
2. e 7 - e 8 L K d 6 - e 6.
3. T c 2 - e 6 † und Matt.